

Czar Peter in Wien.

Am 6. Juny 1698 kam Czar Peter, oder der nachher so berühmte Kaiser Peter I. von Rußland in Wien an, zwar im angeblichen strengsten Incognito, und im Gefolge seines Ministers Le Fort, aber doch von Jedermann gekannt. Er besah alle Merkwürdigkeiten Wiens, hatte mehrere geheime Unterredungen mit dem Kaiser, und war eben im Begriff nach Italien abzureisen, als er die Nachricht von der in Moskau ausgebrochenen Em-

pörung der Streliken erhielt, worauf er am 30. July schnell nach Rußland zurückkehrte.

Die ersten Piaristen in Wien.

In eben diesem Jahre kamen die ersten Piaristen nach Wien, erhielten in der Josephstadt ein Collegium nebst Kirche, und fingen sogleich an, sich der Unterweisung der Jugend zu widmen.

V. Moral in Beyspielen, oder herzerhebende Geschichten von Edelmuth, Seelengröße, Kindesliebe, Gewissenhaftigkeit, als Gemählde zur Nachahmung — abschreckende Erzählungen von lange verborgen gebliebenen Gräueltthaten und anderen Scheusalen der Menschheit, als Warnungstafel.

Das Mutterherz.

Während der Feuerberg Ätna auf Sicilien (5. Febr. 1783) von oben herab aus seinem brennenden Schlunde Ströme von glühender Lava herniederrollen ließ, erbebt drunten an seinem Fuße der Boden in den innersten Tiefen, und im schönen Messina stürzte ein Haus über das andere. Es schien, als sollte alles zertrümmert, und dann mit einem Feuermeer übergossen werden. — Auch des Marquis Spadara Palast schwankte plötzlich hin und her, krachte, gerieth in Flammen, und kaum hatte Spadara noch Zeit, seine Gemahlin, die bey dem schrecklichen Ereigniß in Ohnmacht gesunken war, zu ergreifen, aufzuraffen und nach dem Hafen in eine Barkte zu tragen, womit er dann sogleich sich in das weite Meer hinaus retten wollte. Aber in diesem Augenblicke erwachte sie, kam zu sich, blickte umher, vermiste ihren Säugling und rief voll Entsetzen: „Wo ist mein Sohn? Wo ist mein Sohn? — Ah, er ist ja nicht bey uns!“ — „Danke Gott,“ suchte der Gatte sie zu trösten, „daß ich wenigstens dich habe retten können. Für unsern Knaben wird ja auch schon eine gute Seele gesorgt haben.“ — Aber das war kein Trost für ein Mutterherz. Sie riß sich sogleich aus den Armen ihres Gemahls los, um nach der brennenden Stadt zurückzueilen. Vergebens warf er sich ihr in den Weg und beschwor sie mit Thränen, sich nicht in einen offenbaren Untergang hineinzu stürzen. „Ich will meinen Sohn retten oder mit ihm sterben!“ war ihre Antwort. — Nun wollte der Marquis sie mit Gewalt zurückhalten, und schnell das Boot vom Ufer abstoßen, als sie ihm durch einen kühnen Sprung entwischte, wie ein fliehendes Reh der Stadt zueilte, mitten zwischen einstürzenden Häusern und prasselnden Flammen in ihren Palast flog, über die schon brennenden Stiegen der Treppen sich hinaufschwang und — ihr

Knäblein noch süßschlummernd in der Wiege fand. Sie weckte es; es streckte ihre kleinen Händchen entgegen; sie drückte es an die treue Brust und wollte nun ihren köstlichen Schatz hinaus ins Freye retten. Aber eben als sie den fliehenden Fuß auf die brennende Treppe setzen wollte, stürzte diese mit entsetzlichem Krachen zusammen, und sie schaute nun in einen Abgrund wirbelnder Flammen hinunter. — Was nun beginnen? — Sie eilte hinauf zum Balcon, zeigte ihren Säugling dem Volke, das drunten im wilden Gewirre umherlief, und schrie: „Freunde! um Gottes Willen rettet mein Kind!“ Aber in den Wolken von Dampf und Qualm, wer konnte sie sehen? — Und wer sie sah, wer konnte aus diesem Meere von Flammen sie retten? — Eben war Spadara selbst bis in die Nähe seines Hauses hindurchgedrungen, sah noch, wie die Mutter ihren Säugling am Busen und dann küssend an ihren Mund drückte, — da stürzte alles mit ungeheurem Krachen zusammen, Palast, Gattin, Sohn, — alles Asche!

Maria Theresia, die Mutter ihrer Völker.

Maria Theresia, Kaiserin von Oesterreich, aus den edlen Stämmen der Habsburger und Welfen entsprossen, feurigen Geistes, frommen Herzens, hoher Gestalt und schönen milden Angesichts, — gerieth in den ersten Jahren ihrer Ehe mit dem Großherzog Franz von Lothringen und Toscana in eine so ungeheure Gefahr, daß nur ihr Heldenmuth ein Rettungsmittel finden und ergreifen konnte.

Durch den Tod ihres Vaters, Kaiser Carl's VI., des letzten vom Habsburgischen Mannstamme, sollten (1740) alle Reiche dieses alten, mächtigen Hauses ihr zufallen. Aber sogleich traten von allen Seiten Bewerber her-

vor, die ihr diese glänzende Erbschaft streitig machen wollten. Churfürst (nachmahls Kaiser) Carl der Baier, verbündet mit Frankreich, Preußen und Sachsen, stand an der Spitze. Während Friedrich der Große, König von Preußen, sich Schlesiens bemächtigte, drang der Baier mit den Franzosen in Böhmen und in Oesterreich ein und forderte schon Wien selbst zur Übergabe auf (1741). Aber Maria Theresia ließ den Muth nicht sinken. Eine Hilfe hatte sie noch; sie suchte und fand sie bey den treuen und tapfern Ungarn. Zu diesen eilte sie nach Preßburg, trat in ihrer königlichen Würde und siegreichen Schönheit (am 21. Sept. 1741) in die Versammlung dieser ritterlichen Männer, indem sie den erst 6 Monathe alten Joseph auf den Armen trug; und empfahl ihn und sich, und ihre Kronen, Ehre und Unabhängigkeit dem Schutze jener treuen und tapfern Seelen. Das bewegte diese edlen Gemüther im Innersten. Aus den Scheiden fuhren, wie Blitze, alle blanken Säbel, und alle riefen einmüthiglich: „Laßt uns für Theresia, unsern König sterben!“ — Und auf das Wort folgte die That. Die Magnaten mit Gut und Leben voran. Eine Bewegung, ein Sturm durch das ganze Volk. Das hatte die einzige Rede der Fürstin bewirkt. So und nicht anders werden die Reiche gerettet.

Wöchentlich zwey bis drey Mahl ließ die Kaiserin Personen aus allen Ständen vor sich. Sie half dann Jedem nach seinen Umständen, ersehnte erlittene Ungerechtigkeiten, legte Streitigkeiten bey, wirkte so viel Gutes, als ihr nur irgend möglich war. Einige Vornehmen denen es nicht lieb war, daß Jedermann sein Anliegen vor die Kaiserin bringen konnte, beredeten sie: dergleichen lange beschwerliche Sitzungen seyen ihrer Gesundheit schädlich, und das gemeine Volk werde dadurch auch nur unbeschaiden und zudringlich. — Die Kaiserin setzte also für einige Zeit diese öffentlichen Audienzen aus. Nun aber trat der Kaiserin Hosprediger auf die Kanzel und sprach: „Wie sollen die Könige von dem, was ihre Völker leiden, Nachricht bekommen, wenn sie sich vor jedem Auge hinter eine undurchdringliche Mauer verbergen? Könige! Seyd ihr Väter der Armen, der Witwen, der Waisen! Hört ihre Klagen an! Helft ihnen.“ Mit Thränen im Auge ging Maria Theresia heim und sprach: „Nun sollen alle Thore meines Palastes den Unglücklichen offen stehen! In Zukunft will ich sie alle selber anhören!“ Der Zutritt zur Landesmutter würde wieder allgemein gestattet.

In ununterbrochenem häuslichen Glück hatte Maria Theresia mit ihrem vortrefflichen Gemahl, Kaiser Franz, bis zu dem letzten seiner Tage, den 18. August 1765, gelebt. Von da an legte sie die Trauerkleider nie wieder ab. Am 18. jeden Monats, als dem Todestage jenes unvergeßlichen Gemahls, schloß sie sich einsam ein, zur Erinnerung und Thränen. Sehr oft weinte sie stunden-

lang in der tiefen Gruft, die seine Asche aufbewahrte. Als das letzte Mahl, wo sie auf einem Stuhl sich hinunter senken ließ, ein Seil zerriß, deutete sie dieses als eine Vorbedeutung und als einen liebenden Ruf.

Als im Jahre 1772 ihr Sohn Joseph, damahls ihr Mitregent, die Leibeigenschaft in Böhmen bedeutend minderte, und ein dortiger Abt mit freywilligem Beyspiele voranging, schrieb sie an den Staatsminister Kauniz: „Wenn ich allein wäre und noch in meiner vollen Macht, hätte ich den Abt sogleich zum Fürsten erhoben!“

Über die letzten Augenblicke dieser ruhmwürdigen Fürstin haben wir von ihrem innigst geliebten Schwiegersohn, dem Herzog Albert von Sachsen-Teschen, folgende Nachrichten: „Als Maria Theresia die Annäherung ihrer Auflösung bemerkte, brachte sie die Regierungsgeschäfte und die Angelegenheiten des Hauses in eine so lichte Ordnung, daß Kaiser Joseph dieselbe nicht genug bewundern konnte. Auch nicht das mindeste wurde vergessen. Nun sah sie, vollkommen beruhigt über ihre Familie und Völker, mit heldenmüthiger Heterkeit dem Tode entgegen, und hatte nicht nöthig, wie manche andere, den Abhand des Thrones vom Grabe zu messen. Sie ließ, nachdem sie mit den heiligen Sacramenten sich gestärkt hatte, ihre gesammelte Familie vor das Sterbebett kommen, und legte, ehe der sterbenden Hand der Zeypter entsank, es in die Hand ihres geliebten Joseph. Die äußersten Glieder waren bereits eiskalt; aber im Herzen hatte sich alle Wärme gesammelt, womit sie nun noch aller treuen Dienste ihrer Völker sich erinnerte, und sie alle nahmentlich und dankbar ihrem Sohne empfahl, wohl wissend, welchen Eindruck die letzten Worte einer sterbenden Mutter zurücklassen. Sie redete davon so innig und zärtlich, daß Joseph seine Nahrung durch Seufzer der Wehmuth und Bäche von Thränen an den Tag legte. Sie erinnerte diesen geliebten Sohn an allen Segen, womit der Himmel ihr Haus seit so vielen Jahrhunderten gefüllt habe, indem es stets ein Schuß der Religion und ihrer Altäre gewesen sey. Dann sagte sie noch zu ihm: „Sey der Vater, die Stütze, der Schuß deiner Brüder und Schwestern! — Ihr aber,“ fuhr sie fort „meine lieben übrigen Kinder, erkennt in ihm die Würde eines Vaters, womit ich ihn bekleidet habe. Er wird euch künftig mein Innerstes ersehen, das euch das Leben gab.“ — Die ganze Familie warf sich am Fuße des Sterbebettes auf die Knie. Das Übermaß des Schmerzens ließ ihnen nichts anderes zu, als daß sie die erstorbenen Hände der Mutter mit Thränen be-
nehten, und zu tausend Mahlen küßten. — Nachdem sich die übrige Familie zurückgezogen hatte, ließ Maria Theresia die Herzogin Christine und deren Gemahl den Herzog Albert, vorrufen. Sie erklärte ihnen, daß unter

allen Ausstattungen ihrer Kinder die ihrige sie am meisten vergnügt habe. „Ihr waret es,“ fügte sie hinzu, „mit denen ich meine Freude und meinen Schmerz jedes Mahl getheilt habe; auch bin ich Eurer Liebe gegen mich so sehr versichert, daß, wenn ich von Allen vergessen werden sollte, ich doch Euren liebenden Herzen nie entfalten werde. Vergest alsdann nicht, Gott für mich zu bitten und mich immerfort so zu lieben, als wenn ich noch bey Euch wäre. Der Tod beherrscht nicht die Seelen! — Die unfrigen lieben einander und werden einander ewig lieben.“

Der letzte Odem war erschöpft. Nur noch wenige Minuten und sie gab in den Armen Christinens und Albert's den Geist auf.

Loudon und Selltert in Carlsbad.

Der große Feldmarschall der Oesterreicher, der in vielen Stücken mit dem preussischen Blücher verglichen werden kann, — Gideon Ernst Freyherr von Loudon (1726 in Biesland geboren), lebte bis zum Anfange des siebenjährigen Krieges (1756) als Major bey einem ungarischen Grenz-Regiment in trauriger Dunkelheit, ohne Geld, ohne Gönner und, wie es schien, ohne Hoffnung. Nur ihm selbst fehlte sie nicht. Wenn er damahls auf jedem Spazierritt und jeder Reise jede Gegend überschaute und beurtheilte, wie sie wohl im Kriege zu benutzen sey, und wenn er zu Hause stets über Kriegsbücher und Landkarten saß, fragte ihn seine Gattin, Clara von Hagen, wohl zuweilen: „wozu er sich doch mit diesem ewigen Studiren und Grübeln quäle?“ — „Das brauche ich alles als Feldmarschall!“ antwortete er lächelnd; und das Wort wurde wahr.

Zu Ende des siebenjährigen Krieges besuchte Loudon, damahls Feldzeugmeister, das Carlsbad, um sich von den Mühseligkeiten so vieler Feldzüge wieder zu erholen. Hier lernte der lebenswürdige Selltert den großen Feldherrn kennen, und wir haben ihm folgende Schilderung zu danken: „Eine meiner ersten und liebsten Bekanntschaften,“ schreibt Selltert, „war General Loudon, ein Mann von einem besondern Charakter: ernst, bescheiden, halbtraurig, fast wie ich; der wenig redete, fast wie ich, aber richtig und wahr redete; nichts von seinen Thaten, wenig vom Kriege sprach; der aufmerksam zuhörte, und in seinem ganzen Betragen, in seiner Art, sich zu kleiden, eben die gefällige Einfalt und Anständigkeit zeigte, die in seinen Reden herrschte. Er ist nicht groß von Person, aber wohlgewachsen, hager, aber weniger als ich, und hat nachsinnende, tief im Kopfe eingeschlossene, lichtgraue Augen, oder wohl auch bläuliche, fast wie ich. — Er wurde nur nach und nach vertraulich gegen mich, und vielleicht war meine trauri-

ge Miene Schuld daran. „O!“ sagte er ein Mahl zu mir, als er mich in der Allee fand, „ich käme oft gern zu Ihnen, aber ich fürchte mich, ich weiß nicht, ob Sie mich haben wollen.“ — Ein ander Mahl fing er an: „Sagen Sie mir nur, Herr Professor, wie es möglich ist, daß Sie so viele Bücher haben schreiben können, und so viel Munteres und Scherzhaftes? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.“ — „Das will ich Ihnen wohl sagen,“ antwortete ich, „aber sagen Sie mir erst, Herr General, wie es möglich ist, daß Sie die Schlacht bey Kunnersdorf haben gewinnen und das feste Schweidnitz in Einer Nacht haben einnehmen können? Ich kann's gar nicht begreifen, wenn ich Sie so ansehe.“ — Damahls habe ich ihn das erste Mahl recht herzlich lachen sehen; sonst lächelte er nur. — Er hatte sich genau nach meinem Geschmack erkundigt. Er bath mich nicht eher zu Tische, als wenn er allein war, ließ meistens weiche Speisen zubereiten, ließ meinen eigenen Wein kommen, ließ mich bald nach der Tafel gehen, kurz er nahm meinen Willen fast ganz an. Ich habe aus seinem Munde nichts als Gutes gehört, und immer gemerkt, daß er religiös war. Ich mußte ihm eine kleine Bibliothek aufsehen; denn das war seine Klage, daß er nicht studirt hätte. Aber in der That ersetzt sein natürlich scharfer Verstand, und seine große Aufmerksamkeit auf Alles bey ihm den Mangel der Wissenschaften. Überdies lieferte er auch gern. „Was gebe ich Ihnen denn,“ fing er ein Mahl an. „das Ihnen lieb ist. Ich möchte es wohl gern wissen.“ — „Herr General!“ antwortete ich, „und wenn Sie mir die ganze Welt geben, das ist mir in meinen jetzigen Umständen gleichgültig.“ — Sein Neffe, Lieutenant in seinem Regiment, bath mich, ich möchte den Onkel bewegen, daß er ihn ein Jahr in Leipzig studiren liesse. Er trage darnach ein großes Verlangen. „Gern,“ antwortete der General, „wofern Sie sich ihn wollen empfohlen seyn lassen!“ Unser Abschied war sehr kurz. „Was ich Ihnen gesagt habe,“ sprach er, „das behalten Sie auf Ihrem Gewissen. Leben Sie wohl. Ich werde an Sie schreiben.“ — „Leben Sie auch wohl, liebster Herr General! Gott beschütze Sie und segne Ihr Leben!“

Vergeltung und Dankbarkeit.

B, ein deutscher Arzt, der im Feldzuge gegen Buonaparte das russische Heer begleitet und sich nachher in Pohlen niedergelassen hatte, wurde durch mancherley Umstände veranlaßt, seinen bisherigen Wohnort zu verändern, und sich nach Odessa am schwarzen Meere auf die Reise zu begeben. Er verwandelte seine sämmtlichen, nicht unbedeutenden Besitzthümer in baares Geld, und schiffte sich dann auf dem Dnepr ein. Eine große Strecke war schon zurückgelegt, als plötzlich in einer stürmischen Nacht das Schiff in Brand gerieth. So rasch und gewaltig

griffen die Flammen um sich; daß, wer noch das nackte Leben retten wollte, sich in den Fluß stürzen und alles dahinten lassen mußte. Verleht an Füßen und Augen erreichte B* noch glücklich genug das öde Ufer. Aber wo sollte er in wilder, unbekannter, finsterner Gegend nun eine Zuflucht suchen? — Da ließ — als endlich der Morgen hereindämmerte — sich nicht eben entfernt ein Bethglöckchen hören, dem folgte er nach, und es führte ihn in eine offene Klosterkirche. Er sank vor dem Altar auf die Knie und dankte Gott mit Thränen für die Rettung aus der Gefahr und für den Zufluchtsort. Als er nach einer Weile sich wieder aufrichtete, sah er sich von Nonnen umringt, deren Theilnahme sein elender Aufzug in nassen, halbverbräunten Lumpen, und seine Frömmigkeit ihm erworben hatte. Er erzählte sein trauriges Geschick, und die guten Klausnerinnen führten ihn ins Krankenzimmer und verpflegten ihn so lange, bis seine Brandwunden es verstatteten, daß er sich wieder auf den Weg machen konnte. Sie beschenkten ihn mit Wäsche und Kleidungsstücken und mit einem Zehrpennig und er setzte nun seinen Stab weiter. Es dauerte nicht lange, so hatte er sich in den Wildnissen dieser Wälder und Steppen von Neuem verirrt. Schon war es nahe daran, daß er vor Ermattung niedergesunken und dann den rings umher heulenden Wölfen zu einer sichern Beute geworden wäre, als er endlich am Ufer die einsame Hütte eines Fischers erblickte. Nach dieser schleppte er sich hin, und der Fischer, ein barmherziger Samaritan, nahm ihn freundlich auf, und that zu seiner Verpflegung und Herstellung, was er irgend konnte. Als nach einiger Zeit dieser gute Mann eine Ladung Fische in einem Boot nach Kiew führen wollte, bath B* ihn um ein Plätzchen im Fahrzeuge; denn in Kiew hoffte er, als Arzt sein Glück bald wieder herstellen zu können. Der Fischer willigte gern ein, bereitete ihm ein bequemes Lager und spannte ein Tuch darüber, weil B* noch immer sehr schmerzlich an den Augen litt. — Die Fahrt geht vorwärts. Sie langen gegen Abend an einer Zollstätte an. Das Boot macht Halt. Der Zollverwalter, ein Stelzfuß, staunt, als er den Kranken erblickt und kann die Augen gar nicht wieder von ihm abwenden. Endlich bittet er ihn, auszustiegen und sich in seinem Hause zu erquicken. Zwar wäre B* lieber auf seinem Lager liegen geblieben; aber der Stelzfuß läßt nicht nach mit Bitten und so richtet denn unser mütter Reisender sich endlich auf, und hinkt nach der Hütte am Ufer. „Kennen Sie mich denn nicht mehr, mein besser Herr Doctor?“ fragte der Zollner. „Entsinnen Sie sich denn nicht mehr des Soldaten, dem Sie bey Stuttgart das Bein abnahmen und ihm das Leben erhielten, als schon alle andere ihn verlassen hatten?“ — B* bekennt sich jeho, erkennt seinen alten Kriegscameraden wieder, und die alte Freundschaft wird herzlich erneuert. Der Zollner bittet nun den Fischer, bis Morgen Halt zu ma-

chen. Es geschieht. Alles, was die Hütte leisten kann, wird aufgebothen, die Gäste zu erquicken und zu erfreuen. Gegen die Nacht kehrt der Fischer in sein Boot zurück; für B* aber hat der Zollner ein recht weiches Lager bereitet. „Nun möge er sich zur Ruhe begeben,“ sagte der Wirth, „aber sich nicht wundern, wenn er etwa im Stalle nebenan ein Geräusch hören werde; denn es gäbe da zuweisen Geschäfte, und überdem müsse er diese Nacht einen kleinen Gang machen.“ In der That wird B* durch ein Geräusch und Geklirre aufgeweckt, schlummert aber, müde wie er ist, bald wieder ein. — Am Morgen steht der Stelzfuß vor seinem Bette mit einem Beutelschen voll Geld in der Hand, und bittet seinen Gast flehentlich es anzunehmen, weil er jetzt einer Behülfe wohl benöthiget seyn werde. Nun wird mit einem Mahle B* alles klar. „Freund!“ ruft er aus, „Du hast diese Nacht deine Kuh verkauft, um mir mit diesem Gelde zu helfen!“ — „Es ist wahr,“ entgegnete der ehrliche Mann, „aber sollte mir der Retter meines Lebens nicht hundert Mahl mehr werth seyn, als meine Kuh?“ — B* steht ein, daß er dieser guten Seele unendlich wehe thun würde, wenn er das Anerbieten länger zurückweise. Er nimmt also das Beutelschen mit zwanzig Rubeln als ein Darlehen an, welches er bald von Kiew aus zurückzahlen hoffe. Mit heißen Thränen küßt ihm der dankbare Russe die Hände, versorgt ihn auch noch mit Lebensmitteln und einem warmen Pelz für die Reise, und B* kommt glücklich zu Kiew an. Hier geht alles nach Wunsche. B* macht glückliche Curen, verdient viel Geld, schickt seinem wackern Wirth am Dnepr das Darlehn sammt den Zinsen zurück, und es fehlt ihm, da nun auch die Gesundheit wieder vollkommen hergestellt ist, an nichts mehr. Aber der alte Plan, die Reise nach Oessa, und von da vielleicht nach Constantinopel und nach Griechenland, will doch nicht aus der Seele weichen. Sobald die gute Jahreszeit sich eingestellt hat, macht sich B* von Neuem reisefertig. Dießmahl jedoch will er das Wasser, wo es ihm so übel ergangen ist, vermeiden. Er miethet sich einen Fuhrmann und eine Ribitka, packt seine Habseligkeiten auf, und fort geht es abermahls nach den Küsten des schwarzen Meeres. Der größte Theil der weiten Fahrt wird glücklich zurückgelegt. Aber am Ende derselben steht er sich von den grausenvollsten Wildnissen Bessarabiens umfassen, Weg und Steg gehen verloren, die Nacht dunkelt herein, eine Herberge ist nirgendes zu entdecken. Der Fuhrmann hat schon längst den Muth verloren, da diese Gegenden wegen ihrer Unsicherheit verschollen sind; aber B* läßt sich durch dieses alles nicht im mindesten anstecken. Indem er nach allen Seiten hin horcht und sich umschaut, sieht er mit einem Mahle ein Licht in der Ferne durch die Gebüsche schimmern. Nun geschwind darauf zu! — Man kommt näher. Was in der Ferne als ein Licht erschien, ist ein großes Feuer, um welches

eine zahlreiche Bande sich hergelagert hat. „Gott sey bey uns! das sind Zigeuner!“ wimmert der Fuhrmann, „wir sind ohne Rettung verloren! die Kerls haben uns schon entdeckt.“ Ganz lieblich erklingt freylich diese Nachricht auch B's Ohre nicht. Aber — es muß gewagt seyn! „Und dem Unverzagten hilft das Glück!“ denkt der Doctor und ruft: „Nur zugefahren, wir werden uns schon mit einander verständigen und vertragen!“ — Unterdessen hat aber auch schon eine der ausgestellten Wachen der Bande die Reisenden entdeckt, schreyet: „Halt!“ — nähert sich mit angelegtem Gewehr dem Fuhrwerk und fragt nach Namen und Absicht. Doch kaum hat B* angefangen zu sprechen und kaum hat er seinen Namen genannt, so unterbricht ihn der wilde Gesell mit dem freudigen Zuruf: „Sie sind das, bester Herr Doctor? Ja, Sie sind es leibhaftig! — Erinnern Sie sich wohl noch des Soldaten, für den Sie einst, als wir in Frankreich standen, mit menschenfreundlichem Herzen fünfzig Knutenhiebe bey den Officieren herunter gehandelt haben, weil Sie behaupteten, ich könne nicht so viel aushalten?“ — Jetzt kann ich Ihnen endlich für diesen guten Dienst einigermaßen erkenntlich seyn. Folgen Sie mir nur ohne Furcht zu meinen Kameraden da drüben.“ — — Sobald sie dem grausigen Getümmel der schmausenden Räuberbande (denn solch eine Gesellschaft war diese) sich näherten, rief der vorangehende Spießgesell den übrigen zu: „Hier bringe ich meinen besten Freund, meinen Wohlthäter, meinen Retter, den ich so unvermuthet wiedergefunden habe!“ Dann erzählte er die ganze Geschichte. Ein wildes Lebehoch erscholl. Alle drängten sich herzu, dem guten Doctor die Hand zu drücken. Es ward ihm der Ehrenplatz am Feuer eingeräumt, vom Braten das Beste aufgetischt und aus dem besten Fäßchen ein Trunk gezapft. Nachdem die ganze Nacht durchjubelt war und der Morgen hereinzudämmern begann, führte der Waldwirth seinen Gast auf die nächste und beste Straße nach Odeffa, wünschte ihm unter vielen herzlichen Dankfagungen für die alten guten Dienste tausend Glück auf den Weg und B* erreichte nun, ohne weitere Unfälle, nach so manchen gefährvollen und seltsamen Abentheuern, wohlbehalten das Ziel seiner Reise.

(Dieses Bruchstück einer überall so merkwürdigen Lebensgeschichte enthält buchstäbliche Wahrheit.)

Die göttliche Vorsicht enthüllt das Verbrechen.

Eine gottlose Frau verfiel durch Hochmuth in allerley Verbrechen, empfing aber zuletzt die verdiente Strafe für ihre Bosheit. Sie hieß Sibylle. Ihr Mann war ein Landmann von geringem Vermögen. Er kaufte von einem verarmten Einwohner des Dorfes ein schlechtes baufälliges Haus, der Verkäufer aber hatte sich ein Stüb-

chen darin ausbedungen, wo er lebenslang den Aufenthalt haben sollte. Das war nun der Frau nicht recht; sie hielt es für eine Schande, daß der arme Mensch in ihrem Hause seinen Aufenthalt hatte, und zankte täglich mit ihrem Manne, daß er so dumm gewesen, den alten Kerl im Hause sitzen zu lassen, welcher ihr ganz unerträglich wäre. Der Mann ertrug sein Hauskreuz mit großer Geduld und schwieg zu den Vorwürfen seiner Frau stille. Indessen hatte sich Sibylle bey allen Einwohnern des Dorfes schon verhaßt gemacht; denn mit Jedermann zankte sie, alle Nachbarn kränkte und beleidigte sie und setzte das ganze Dorf in Unruhe. Man hielt sie endlich für eine Hexe. Wenn ein Unglück im Dorfe geschah, so gab man ihr die Schuld. Die meisten Leute fürchteten sich vor diesem bösen Weibe und gingen ihr aus dem Wege. Besonders war ihr Hochmuth ganz unerträglich. Wenn sie in Gesellschaft war, so that sie nichts, als Andere verachten und sich selbst rühmen. Einst befand sie sich auch in einer Gesellschaft von andern Bauersweibern. Nach ihrer Gewohnheit fing sie an, über andere Weiber spöttisch zu räsonniren und ihre eigene Klugheit im Haushalten, ihren Fleiß und Geschicklichkeit herauszustreichen. Die übrigen Weiber wußten ihr nichts zu antworten, oder wollten ihres bösen Mauls wegen nichts mit ihr zu thun haben. Aber ein verständiger Mann, der dabey war, gab ihr den Rath, wenn sie nichts Klügeres zu reden wüßte, so sollte sie nur zu Hause in ihrer Bettelherberge bleiben. Die ganze Gesellschaft fing an zu lachen. Sibylle aber war wüthend vor Zorn. Das Wort Bettelherberge war ein Donner Schlag für sie; ihr Stolz war dadurch auf das höchste beleidigt. Sie lief nach Hause, fing an mit ihrem Manne zu zanken, überhäufte ihn mit Scheltworten und verlangte mit Ungestüm, er sollte den alten Kasten niederreißen und ihr ein neues Haus bauen, damit der alte Kerl weichen müßte, um dessen willen man ihr Haus so spöttisch Bettelherberge genannt hätte.

Der Mann suchte sie liebreich zu besänftigen, indem er zu ihr sagte: „Frau! wenn mir Gott das Leben freisetzt und meine Umstände sich bessern, will ich ein neues Haus aufbauen. Gedulde dich, lehre dich nicht an anderer Leute Reden. Besser ist es, in einer armseligen Hütte Brot haben, als in einem Palaste hungern.“ Von dieser Stunde an ging sie mit dem boshaften Gedanken um, ihr Haus anzuzünden. Indessen wollte sie ihren Anschlag so listig ausführen, daß kein Verdacht auf sie fiel. Ob der Verdacht ihren Mann treffen könnte, daran war ihr nichts gelegen; denn sie haßte ihn von Herzen. Doch jetzt fing sie an, sich zu verstellen, redete kein Wort mehr von einem neuen Hause, und mit ihrem Manne ging sie so liebreich und freundlich um, als sie konnte, damit er keinen Argwohn gegen sie fassen möchte. Der Mann verwunderte sich, daß seine Frau auf ein Mahl sich so geändert hatte. Vorher hatte sie durch Zanken

und Fluchen ihm das Leben sauer gemacht, und jetzt war sie so gut, that Alles, was sie konnte, um ihm zu gefallen. Er schätzte sich glücklich und erzählte allen Nachbarn von dem Vergnügen, welches er über die Veränderung seines Weibes empfand. Auch andere Leute wunderten sich, daß die Sibylle, die man sonst den Dörkteufel nannte, jetzt auf ein Mahl in der Gestalt eines guten Engels erschien. Aber das Alles war nichts als Verstellung und Falschheit; es dauerte nur so lange, bis sie eine bequeme Zeit fand, wo sie ihren teuflischen Anschlag ausführen konnte. Dieses geschah, da ihr Mann einst wegen eines Wollhandels verreisete und über Nacht ausblieb. Sie hatte eine Tochter, ein Mädchen von siebzehn Jahren, welches von Jugend auf mit heftigen Kopfschmerzen geplagt wurde, und deswegen ziemlich einsältig war. Auch ihr Herz war durch die schlechte Erziehung gänzlich verdorben; denn die Mutter gebrauchte sie zu allem Bösen, besonders auch den Nachbarn heimlich Schaden zuzufügen, wodurch sie auch den Namen einer Hexe erhielt. Durch dieses Mädchen wollte sie auch jetzt ihre Schandthat ausführen.

Sobald es Nacht war, gab Sibylle dem Mädchen einen Feuerbrand mit dem Befehl, damit auf den Speicher zu gehen, und ihn ins Stroh zu stecken. Das Mädchen erschraak, und sagte: „Um Gottes willen, Mutter! das kann ich nicht thun; ich habe gehört, daß, wer Feuer anlegt, lebendig verbrannt wird. Wie leicht kann das herauskommen!“ — „Dummes Mensch!“ — schrie die Mutter, — „thue, was ich dir sage, oder ich will dir den Hals umdrehen.“ Und damit gab sie ihr zugleich Ohrfeigen. Dennoch bath die Tochter mit Thränen, sie mit diesem Auftrage zu verschonen. Sie stellte ihr vor, daß ja aller Hausrath und Kleider verbrennen würden. Aber die Mutter befahl mit zorniger Stimme: „Schweig, thue, was ich dich heiße! Geh, sage ich, oder ich werde dir auf den Buckel kommen!“ Das erschrockene Mädchen, welches schon gewohnt war, der Mutter blindlings zu gehorchen, that es auch dieß Mahl. Die Mutter sah ihn nach, und als sie merkte, daß das Stroh Feuer gefaßt hatte, befahl sie ihr die besten Sachen zusammen zu packen und in Sicherheit zu bringen. In dem Augenblick schlug schon die Flamme zum Dache heraus. Zum Glück war es noch nicht spät, die Leute schliefen noch nicht alle, und sobald das Feuer ausbrach, liefen die Nachbarn zusammen und löschten es wieder, ohne daß es großen Schaden that. Am andern Tage wurde zwar eine Untersuchung über die Ursache des Feuers angestellt, aber das Gesinde konnte sich rechtfertigen, und Niemand ließ sich einfallen, daß die Frau und die Tochter selbst das Feuer angelegt hätten.

Da der gottlosen Frau ihr Anschlag nicht gelungen war, erbotte sie von Neuem, und war auf ein Mahl wieder die böse Sibylle. Als ihr Mann zurückkam, fand er den eingestrichelten Teufel wieder, der sie ehemals ge-

wesen war. Sie warf ihm vor, er wäre an dem Brande Schuld; denn so lange der alte Kerl im Hause wohnte, hätten sie weder Glück noch Segen zu hoffen. Heimlich aber nahm sie sich vor, das Haus nachmahls anzuzünden; doch wollte sie alle List anwenden, daß kein Verdacht auf sie fallen könnte, sondern aller Verdacht sollte den Mann treffen, den sie bey dieser Gelegenheit ins Unglück zu bringen hoffte. Dabey wollte sie auch die Vorsicht gebrauchen, ihre besten Häbseligkeiten vorher in Sicherheit zu bringen. Es waren in derselben Gegend kurz vorher einige Diebstähle begangen worden; weil nun in dem Dorfe, wo Sibylle wohnte, damahls sich einige beurlaubte Soldaten aufhielten; so beredete sie ihren Mann, daß Niemand anders, als diese Soldaten jene Diebstähle verübt hätten, und setzte hinzu, sie wären auch in Gefahr bestohlen zu werden, es würde gut seyn, wenn er die besten Sachen heimlich an einen andern Ort brächte, wo sie vor Dieben sicher wären. Der einfältige Mann glaubte diesem Geschwätze, packte einige Kisten voll, lud sie auf den Karren und führte sie etliche Meilen weit zu einem Verwandten. Dieser verwunderte sich zwar über die Furcht seines Freundes; doch nahm er die Sachen in Verwahrung.

Als der Mann nach Hause kam, befahl ihm die Frau alles Zinn, desgleichen alles kupferne und messingene Geschirre in eine Kiste zu packen und in dem Garten zu vergraben. Der Mann that es sogleich, denn er war schon gewohnt, ihr in allen Stücken zu gehorchen, wenn er Ruhe haben wollte. Da es bald Nacht war, sagte sie zu dem Manne, die Ställe müßten nothwendig denselben Abend noch gereinigt werden, und er sollte deswegen die Kühe und die Schafe so lange in eines Nachbarn Stall bringen, der etwas abgelegen war. Der Mann gehorchte auch hierin, um den Hausfrieden zu erhalten. Das Vieh blieb die Nacht über in dem fremden Stalle und man legte sich zur Ruhe. Als der Mann und das Gesinde schliefen, ging Sibylle mit ihrer Tochter auf den Speicher. Das Mädchen trug ein Licht und die Mutter einen Bündel trockenes Stroh, welches sie am Licht anzündete und unter das Dach steckte. Das Haus gerieth so schnell in Flammen, daß sie sich beyde kaum retten konnten.

Sibylle weckte jetzt Alles auf, machte Lärmen und rief die Nachbarn zu Hülfe herbey; aber alle Hülfe war vergebens. Nicht allein dieses Haus, sondern auch neun andere wurden ein Raub der Flammen. Der erschrockene Mann war vor Angst ins Feld gelaufen; vermuthlich war es ihm auch vor seiner Frau bange; denn er mußte befürchten, daß sie ihm wieder Vorwürfe machen würde. Erst den andern Tag, da das Feuer schon gelöscht war, kam er zurück.

Es war billig, daß die Obrigkeit eine genaue Untersuchung anstellte, wie und durch wen dieses Feuer entstanden sey. Jedermann hatte Verdacht auf den Mann,

daß er selbst den alten Kasten in Brand gesteckt habe. Dieser Verdacht wurde noch vermehrt durch alle Umstände; denn man wußte, daß der Mann den Tag zuvor seine besten Sachen auf ein anderes Dorf, und am Abend sein Vieh in einen fremden Stall gethan hatte, daß er bey dem Ausbruche des Feuers sich entfernt, und keine Hand an das Löschen gethan hatte. Alle diese Umstände machten ihn so verdächtig, daß er auf das Amtshaus geführt und in Arrest gesetzt wurde.

Nun war Sibylle so weit, als sie seyn wollte. Ihr Haus war verbrannt und ihr Mann in Gefangenschaft. Sie hoffte gewiß, wenn er läugnete, so würde er auf die Folter kommen, und dann würde er zu schwach seyn, die Schmerzen auszuhalten, würde sich selbst anklagen und als ein Verbrecher hingerichtet werden. Dieß wäre vielleicht auch geschehen, wenn Sibylle ganz still gelesfen hätte. Allein die Gottlosen haben keinen Frieden und keine Ruhe in ihrer Seele. So ging es der Sibylle. Sie konnte es nicht erwarten, was ihrem Manne widerfahren sollte. Ihre Bosheit und ihre Rachgier trieb sie, den Unschuldigen selbst anzuklagen, damit er desto gewisser zu der Strafe verurtheilt würde, die sie doch selbst verdient hatte. Sie dachte einen Anschlag aus, den sie ohne Zweifel für sehr klug hielt, der aber sie selbst ins Verderben stürzte. Sie hätte wohl vorhersehen können, wie schwer es einem Kinde werden müßte, seinen eigenen Vater fälschlich anzuklagen, und ihn dadurch dem Tode zu überliefern. Doch sie war in ihrer Bosheit so verblindet, daß sie dieses nicht bedachte. Sie unterrichtete ihre Tochter genau in Allem, was sie sagen sollte. Darauf ging sie mit derselben zum Richter, und erdotoh sich, ihm etwas Wichtiges zu offenbaren. Als sie vorgelesen wurde, ließ sie sich verlauten, daß sie allerdings glauben müßte, es könnte Niemand, außer ihr Ehemann, an dem Brande Schuld seyn. Sie wußte zwar die eigentlichen Umstände nicht anzugeben, da sie fest geschlafen habe, als das Feuer anging; es läme ihr aber sehr bedenklich vor, daß er Tags vorher wider ihren Rath und Willen noch eine Kiste voll Zinn, Kupfer und dergleichen im Garten vergraben hätte. Er hätte auch immer gewünscht, daß der alte Kasten in Feuer und Rauch aufgehen möchte. Was den ersten Brand betreffe, davon würde ihre Tochter die Umstände am besten erzählen können. Nun wurde die Tochter abgehört, und sie erzählte, ihr Vater, welcher damahls verreist gewesen, wäre um Mitternacht nach Hause gekommen, und hätte angeklopft. Ihre Mutter hätte fest geschlafen; sie aber wäre noch wachend gewesen und hingegangen, ihn einzulassen. Sobald er sie gesehen, hätte er ihr sein Vorhaben geoffenbaret, den alten Kasten in Brand zu stecken. Sie wäre zwar sehr darüber erschrocken; er aber hätte ihr befohlen, das Licht zu nehmen und ihn auf den Speicher zu begleiten. Sie hätte es nicht thun wollen; aber durch Schläge und Drohung, sie umzubringen, hät-

te er sie endlich dazu gezwungen. Als sie beyde hinaufgekommen, hätte er einen Schwefelsaden angezündet und ihr denselben gegeben, ihn unter das Stroh zu stecken, welches sie, aus großer Furcht vor ihm, dann auch gethan hätte. Ihr Vater wäre gleich darauf wieder weggegangen; sie aber hätte geschwind die Mutter und das Gesinde aufgeweckt, die dann in der größten Angst aus den Betten gesprungen, als unterdessen die Nachbarn sich auch zur Hülfe und Rettung eingefunden hätten.

Sibylle glaubte, diese Erzählung wäre recht listig ausgedacht. Allein es ging doch ganz anders, als sie meinte. Da das Mädchen sich selbst als Mithelferin an dem Verbrechen angab, so hielt der Richter für nothwendig, sie in Verwahrung zu nehmen; sie mußte also in das Gefängniß. Die Mutter aber mußte mit einem Gerichtsdienner nach Hause gehen, und den Plak im Garten zeigen, wo das Zinn und Kupfer vergraben wäre. Man suchte nach, und besand es richtig, wie Sibylle gesagt hatte. Sie blieb noch in Freyheit.

Der Richter verhörte nun den Mann und hielt ihm die Aussagen seiner Frau und Tochter vor. Er beantwortete alle Fragen des Richters nach der Wahrheit, und so gestrost, daß man daraus schon schließen konnte, er mußte ein gutes Gewissen haben; besonders bewies er auch, daß er den ersten Brand nicht gestiftet haben könne; denn er nannte den Mann, bey welchem er sich wegen eines Wollhandels dieselbe ganze Nacht aufgehalten hatte. Dieser wurde auch darüber abgehört und bekräftigte es mit einem Eide, daß der Mann dieselbe Nacht bey ihm geschlafen hätte, und gar nicht aus dem Hause gekommen wäre. Da man jetzt die Tochter für eine Lügnerin erkannte, so fiel auch ein starker Verdacht auf die Mutter, und diese wurde daher auch ergriffen und ins Gefängniß gebracht. Indessen blieben beyde Weibspersonen bey ihren Aussagen. Jetzt war es also nöthig, sie gegen einander zu stellen. Der Mann und die Tochter wurden zuerst in die Gerichtsstube geführt. Der Richter hielt dem Manne vor, was seine Tochter gegen ihn ausgesagt hätte, und das Mädchen bekräftigte nochmahls die falsche Aussage. Der erschrockene Mann sah seine Tochter an, mit einer Miene, woraus Unschuld, väterliche Liebe und Betrübniß hervorleuchtete. Er hielt ihr vor, wie es möglich wäre, daß sie, als sein Fleisch und Blut, ihren redlichen Vater muthwillig in das allergößte Unglück stürzen könnte. Da zeigte sich nun die Gewalt der kindlichen Liebe und des Gewissens. Ihr Herz ward weich, ein Strom von Thränen schoß aus ihren Augen — sie konnte nicht mehr reden — und endlich bekannte sie ganz offenberzig, daß Alles, was sie wider ihren Vater angebracht, nichts als Unwahrheit wäre. Sie erzählte hierauf den ganzen Verlauf der Sache. Nun wurden auch Mutter und Tochter gegen einander gestellt. Sibylle wollte anfangs nichts gestehen. Mit frecher, wüthender Miene läugnete sie Alles weg, was ihr Mann

und Tochter ihr ins Gesicht sagten. Es war also weiter nichts übrig, als die Folter. Anfangs stellte sie sich, als ob sie auch den Schmerzen Trost biethen wollte, als es aber zum Auskleiden kam, entfiel ihr der Muth und sie bekannte Alles.

Preis und Ehre der gerechten Vorsehung, welche die dicksten Finsternisse der Bosheit zerstreuen und das Verborgenste ans helle Tageslicht ziehen kann, die den Un-

schuldigen nicht umkommen und den Freveler nicht ungestraft läßt.

Der unschuldige Mann erhielt nun sogleich die Freyheit. Die Tochter kam auf zehn Jahre ins Zuchthaus, damit sie ein anderes Mahl bedenken sollte, daß man Gott mehr gehorchen muß, als den Menschen. Die gottlose Sibylle aber wurde nach Maß ihres Verbrechen gestraft.

VI. Neuestes Curiositäten-Cabinet, oder Merkwürdigkeiten aus der Natur- und Weltgeschichte, Länder- und Völkerkunde, aus dem Gebiete des Scharffinnes und Wises, zur belehrenden Unterhaltung für alle Classen von Lesern.

(Fortsetzung vom vorigen Jahre.)

154.

Die Rose auf Jericho.

Anastatica hierochuntica, eine botanische Merkwürdigkeit. Indessen führt die Pflanze den obigen Nahmen sehr mit Unrecht. Sie ist nämlich eben so wenig eine Rose, als sie in der Umgegend von Jericho wächst. Dagegen wird sie an den Ufern des rothen Meeres, in Palästina und in der Nähe von Cairo gefunden, wo sie am häufigsten vorkommen soll. Das Eigenthümliche dieser Pflanze besteht darin, daß sie bey dem Reifen der Früchte alle Blätter verliert. Sie vertrocknet dann gänzlich, und zieht sich mit ihren sämmtlichen Zweigen in einen Ball zusammen, der faustdick ist. In dieser Gestalt wird sie unter obigem Nahmen als eine Seltenheit nach Europa gebracht. Sobald man sie nämlich mit Wasser befeuchtet und dieses gehörig eindringen läßt, breitet sie alle ihre Zweige wieder aus. Dagegen zieht sie sich von Neuem zusammen, sobald sie trocken wird. Die italienischen Marktschreyer treiben viel Mißbrauch damit.

155.

Der Eisvogel. — *Alcedo ispida*.

Dieser Vogel hält sich in den nördlichen Gegenden der ganzen alten Welt auf, und zwar nicht bloß an den Küsten des Meeres, sondern auch an den Ufern der Seen, Flüsse und Teiche, wo er überall seine Nahrung sucht; nicht viel größer als eine Lerche, ist er dennoch der schönste Vogel in ganz Europa. Er fliegt schnell wie ein Pfeil, aber auf nicht sehr lange Zeit. Sobald das Meer u. s. w. zufriert, findet er keine Nahrung mehr, dann sucht er sich Stellen, wo er unter das Eis tauchen kann. Allein es geschieht nicht selten, daß er dabey einfriert und umkommt. Er ist, seine Schönheit ausgenommen, die ihn zu einer Zierde der Cabineten macht, sonst in keiner Hinsicht von bekannter Nützlichkeit.

156.

Die Koffkastanie.

In der Mitte des 16. Jahrhunderts wurde dieser Baum aus den nördlichen Gegenden Asiens zuerst nach Europa, nämlich nach Constantinopel, gebracht. Im Jahre 1688 kam der erste nach Wien, 1615 nach Paris, 1633 nach London. Der Nutzen desselben ist vielfach. Erst eine Zierde der Gärten, besonders wenn er einzeln steht; er wächst geschwind, bedarf keiner großen Wartung und kommt beynähe in jedem Boden fort. Das Holz ist durchaus dem Wurmsraße nicht unterworfen, und dient zum Schnitzen und Formschneiden noch besser als Lindenholz. Die Früchte werden zum Füttern des Federviehs, zu einem Kaffeesurrogat, zu einer Art Schönheitsseife u. s. w. gebraucht. Die Rinde hat eine antisebrilische Kraft u. dgl. m.

157.

Merkwürdiger Baum.

Es ist ein Drachenbaum (*Drac. Draco*) in einem Garten bey Oroteva, auf der Insel Teneriffa. Er hat bey einer Höhe von 68 Fuß, an der Wurzel 72 im Umfang. Der eigentliche Stamm ist 18 Fuß hoch, und läuft in 12 große Äste aus. Zwischen diesen ist eine Tafel mit Eisen angebracht, woran eine Gesellschaft von 16 Personen bequem Platz nehmen kann. Dieser Baum soll über 300 Jahre alt seyn; wenigstens geschieht dessen in Documenten von ähnlichem Alter Erwähnung. Bey seiner äußerst kräftigen Vegetation ist es sehr möglich, daß er noch an 150—200 Jahre dauern kann.

158.

Pelze in der Türkei.

Sie sind bey beyden Geschlechtern allgemein in Gebrauch, so daß man zu jeder Jahreszeit andere hat. Die reichen Männer tragen die kostbarsten, wie Zobel u. s. w.,